

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 10 (1906)

Artikel: Eine von vielen [Fortsetzung]

Autor: Siebel, Johanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bundesrichter Dr. Franz Schmid ist 1841 in Altstorf (Uri) geboren und widmete sich zuerst der militärischen Karriere. Er trat 1861 als Unterleutnant in das I. Fremdenregiment des Papstes, kehrte aber schon im folgenden Jahre heim und wendete sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Er besuchte die Universitäten von München, Leipzig und Heidelberg und ließ sich 1865 als Advokat in Altstorf nieder; 1850 wurde er zum Staatsanwalt gewählt. Dr. Schmid war von 1867—92 Mitglied des Landrates, 1874—76 des Regierungsrates, von 1895—1903 Präsident der Körporation Uri und wurde von der Landsgemeinde 1903 auch zum Landesstatthalter gewählt. Dr. Schmid war ferner seit 1891 Präsident des Erziehungsrates, von 1882—90 Vertreter Uri im Ständerat und seit 1899 bis zu seiner im Dezember 1904 erfolgten Wahl als Bundesrichter der Vertreter im Nationalrat. In seinem militärischen Range ist Dr. Schmid Oberstleutnant im schweizerischen Justizstab und Großrichter der VIII. Division.

Bundesrichter Dr. Ernst Victor Picot ist 1852 in Genf geboren und hat seine juristischen Studien in Genf und Heidelberg gemacht, an welch letzterem Orte er auch promoviert. Er trat zuerst in den diplomatischen Dienst der Eidgenossenschaft und gehörte von 1876—78 zur schweizerischen Gesandtschaft in Paris, trat aber dann in das Genfer Advoaturbüro Gentet über, um sich für die juristische Karriere vorzubereiten. 1880 wurde er Substitut der Staatsanwaltschaft und vier Jahre später Mitglied des Justizhofs, in dem er zuletzt die Funktionen eines Kriminalrichters ausübte. Seine Wahl zum Bundesrichter erfolgte im Dezember 1904.

Bundesrichter Dr. Albert Affolter ist 1856 zu Solothurn geboren und besuchte nach Absolvierung der dortigen Lehranstalten die Universitäten von Leipzig, Heidelberg, Basel und Zürich und promovierte 1880 an letzterer mit der Dissertation „Die actio ad exhibendum und ihre Bedeutung für das heutige Prozeßrecht“. 1881 wurde Dr. Affolter als Mitglied des Obergerichtes sowie des Kantonsgerichtes gewählt. Im folgenden Jahre wurde er Präsident der Anklagekanzlei und ferner Präsident des Schwurgerichtshofes. Von November 1884 bis Frühling 1892 gehörte Dr. Affolter der Solothurner Regierung an, in der er das Justizwesen leitete. Er wurde wieder Mitglied des Kantonsrates, dem er bis zu seiner Wahl ins Bundesgericht, Dezember 1904, angehörte. In seinem militärischen Range als Major bekleidete Dr. Affolter die Stelle eines Großrichters des Divisionsgerichtes V.

Bundesrichter Dr. Emil Schurter ist 1864 in Zürich geboren und hat seine Studien in Zürich, Heidelberg, Berlin und Rom gemacht. 1890 promovierte er an der Zürcher Universität mit einer Dissertation über die Grundzüge des materiellen Beweisrechtes in der schweizerischen Zivilgesetzgebung. Dr. Schurter trat zuerst zur praktischen Ausbildung ins Advoaturbüro Meissl ein, von wo aus er als juristischer Mitarbeiter der Direktion der Schweiz. Kreditanstalt berufen wurde, praktizierte hernach eine Reihe von Jahren als Rechtsanwalt und wurde im November 1899 als Nachfolger Stocars ins Obergericht gewählt, dem er bis zu seiner Wahl ins Bundesgericht, Ende 1904, angehörte. Dr. Schurter hat neben seiner richterlichen Tätigkeit noch umfangreichen fachwissenschaftlichen Studien obgelegen. Er redigierte die aus den handelsgerichtlichen Entscheidungen hervorgegangenen Blätter für zürcherische Rechtsprechung und arbeitete im Auftrag des schweizerischen Juristenvereins eine systematische und vergleichende Darstellung des kantonalen Zivilprozeßrechtes der Schweiz aus.

Bundesrichter Alexander Reichel wurde im Jahr 1853 in Bern geboren. Er studierte in Bern erst Geschichte, wurde aber von seinem Lehrer Emil Vogt zum Rechtstudium bewogen, das er an der Universität Leipzig fortsetzte. Nachdem er 1877 das bernische Fürspracherexamen abgelegt hatte, arbeitete Reichel eine Reihe von Jahren auf dem Büro der Rechtsanwälte Hofman (Biel) und Sahtli (Bern) und gründete 1884 in Bern ein eigenes Büro. Im Jahre 1891 übertrug ihm die bernische Regierung die Professorur für Prozeßrecht, sowie für schweizerisches Betreibungs- und Konkursrecht. Reichel hatte von Anfang an dem schweizerischen Konkursrat angehört, der unter dem Vorsitz des Vorstehers des eidgenössischen Justizdepartements die aus der Anwendung des neuen Gesetzes entstandenen Streitigkeiten entschied, bis für die Erledigung dieser Händel das Bundesgericht zuständig erklärt wurde. Als im Frühjahr 1899 Professor von Salis als Abteilungschef für Gesetzgebung und Rechtspflege im eidgenössischen Justizdepartement zurücktrat,



Dr. Viktor Merz, Bundesrichter seit 1903 (Phot. Nietzsche, Lausanne).

wurde Professor Reichel an seine Stelle berufen, blieb aber gleichwohl mit der Universität in Verbindung. In der Militärjustiz bekleidete Reichel den Rang eines Oberstleutnants. Im Sommer 1905 wurde Reichel ins Bundesgericht gewählt.

Bundesrichter Dr. Adam Gysin wurde 1852 in Waldenburg (Bafelland) geboren und studierte Jurisprudenz in Basel und Göttingen. Nach Beendigung des Studiums trat er in das Rechtsbüro der schweizerischen Zentralbahn in Basel ein, woselbst er Chef des Expropriationsbüros war und als solcher die Expropriation der Gähn- und der aargauischen Südbahn durchführte. Nach mehrjähriger Tätigkeit bei der Zentralbahn kehrte Gysin in seinen Heimatkanton zurück und ward Direktor der jüher gegründeten kantonalen Strafanstalt. 1884 gründete er das nachmals so berühmt gewordene Advoaturbüro. 1890 wurde er Gerichtspräsident von Liestal. Daraufneben spielte Gysin im politischen Leben seines Heimatkantons eine bedeutende Rolle; trotzdem machte er von der mehrmals sich bietenden Gelegenheit, als Vertreter seines Heimatkantons in die Bundesversammlung einzutreten, keinen Gebrauch. Seine Wahl zum Bundesrichter erfolgte im Herbst 1905.

Bundesrichter Alfred Stoos ist 1860 in Bern geboren und hat seine juristischen Studien in Genf, Heidelberg, Leipzig und Bern gemacht. Während seiner Studienzeit betätigte er sich schon praktisch auf dem Büro von Nationalrat Brunner und trat nach abgelegtem Examem in dasjenige von alt Ständerat Sahlis ein. Nach einer Reihe von Jahren gründete Stoos ein eigenes Büro und praktizierte bis zu seinem Eintritt ins schweizerische Bundesgericht (Ende 1905). Er war zuletzt noch Präsident des bernischen Anwaltsverbandes.

Anton Krenn, Zürich.

Eine von vielen.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Elisabeth ist nicht immer so schen verzagt, so alles Selbstvertrauens kar gewesen. Stannend schaut sie jetzt zuweilen auf die harmlose, selige, tolle Lust ihrer Kindheit.



Dr. Franz Schmid,
Bundesrichter seit 1904.

lassen? Ist sie mit den Buben in den alten, verwunschenen Grotten herumgetrieben, wo das Wasser so einformig und geheimnisstvolle Niedertropfsteine und wundersame Gebilde schafft? Hat sie zwischen den Tropfsteinäulen gestanden und auf dem Tropfsteinthron als halb gekommen, halb lebendiger Königin gesessen? War sie das, die nachher im lichten Tag draußen in das strahlende Sonnenlicht geschaut und lachend in seligem Gleichmut mit den schmutzigen kleinen Fäusten die Nüsse im Kleid zusammengehalten? Sie, die jetzt mit der entsetzlichen Schwere in Kopf und Herzen mattes Fußes von Lektion zu Lektion schleicht und zuweilen mit weiten Augen plötzlich zurücktrotzt, als trate ihr im leeren Raum ein furchtbar Hemmnis entgegen? — — —

Das einzige Beständige im Dasein, der Wechsel der Dinge, erklärt gar vieles.

Nicht als ob die Ereignisse in Elisabeths Leben außergewöhnlich tragisch oder auch nur groß gewesen wären: es ist die stetige Kraft des fallenden Tropfens, die den Stein umbildet; es sind die gewöhnlichen Begebenheiten des Alltagslebens, die den Charakter formen.

Da kam das Jahr, in dem das Mädchen in großem, ehrlichem Schmerz niederging an der Bahre des Vaters, an der Bahre der Mutter. Elisabeth sah sich dem peinlichen Nichts gegenüber. Sie hatte ihre Eltern zu lieb und war auch wohl zu jung noch, um ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, sie so schlecht, so eigentlich gar nicht für das Leben vorbereitet zu haben. Eine reiche Tante, die einzige nähere Verwandte, die das arme verwaiste Ding hatte, riet Elisabeth, nach England zu gehen. „Dort bekommst du schon eine Stelle; in England gibt's viele Kinderstuben; du hast ja einen hellen Kopf; da kannst du viel lernen, ohne ein Examen zu machen und bist niemand zur Last...“ Das letztere war auch Liefels Wunsch, und so verschluckte sie die Worte: „Wenn du mich doch vorher ein Seminar besuchen ließest!“ Die Tante hat eine so sotte Stimme, so klare, kalte Augen und so aufdringlich blickende Brillanten; es wäre Elisabeth unerträglich gewesen, ein „Nein“ zu hören oder den erneuten harten Vorwurf: „Deine Eltern haben unverantwortlich schlecht für dich gesorgt!“ So heißt das Mädchen die Zähne aufeinander und nimmt sich vor, aus eigener Kraft Lehrerin zu werden; sie meint zum eigenen Trost, von ähnlichen Fällen gehört zu haben. — Während ihrer englischen und französischen Kinderstubenpraxis entwickelt sich ihr Geschick zur Lehrertätigkeit. Auf dieses Geschick aber vertraut sie, als sie sich in der kleinen deutschen Provinzstadt als Sprachlehrerin niedergibt. Und die wartende, lang niedergeduckte Hoffnung hat das liebliche Köpfchen ein wenig vorgestreckt und mit großen leuchtenden Augen in die Zukunft gelächelt. Und die jungen Füße haben das schlante Mädchen froh von einer Stunde zur andern getragen, beschwingt durch die Aussicht, Freiheit und Selbstständigkeit zu erwerben. Dann kam die Konkurrenz der geprüften Lehrer.

Das war die Zeit, in der Elisabeths Lebensgeschicklichkeit zu ihrem eigenen Nachteil so recht zutage trat. Sie ging mit ihren Stundenpreisen hinunter; ihre Schüchternheit nahm zu; die geheime, nagende Angst, der Konkurrenz am Ende ganz

War sie denn das, die braunverbrannte, lachende Lied mit den funkelnden Augen, die mit den Nachbarbüben auf dem Käuzbaum gesessen und mit den schwarzen, weißen Zähnen die Nüsse geknackt, die zu klettern verstand wie ein Wiezel? War sie das, die glühenden Antilopen aus Bohnenstangen ein Wigwam errichtet und ausnickenden Färrern einen phantastischen Kopfputz gemacht, die aus Holunderholz schmeichelnd Friedenspfeifen geraucht, deren beizender Qualm die Tränen in die Augen trieb? Hat sie am Waldbach gesessen und sich die glitzernden Wellen so kühl und blinkend über die heißen, kleinen Füße rieseln lassen?

Ist sie mit den Buben in den alten, verwunschenen Grotten herumgetrieben, wo das Wasser so einformig und geheimnisstvolle Niedertropfsteine und wundersame Gebilde schafft? Hat sie zwischen den Tropfsteinäulen gestanden und auf dem Tropfsteinthron als halb gekommen, halb lebendiger Königin gesessen? War sie das, die nachher im lichten Tag draußen in das strahlende Sonnenlicht geschaut und lachend in seligem Gleichmut mit den schmutzigen kleinen Fäusten die Nüsse im Kleid zusammengehalten? Sie, die jetzt mit der entsetzlichen Schwere in Kopf und Herzen mattes Fußes von Lektion zu Lektion schleicht und zuweilen mit weiten Augen plötzlich zurücktrotzt, als trate ihr im leeren Raum ein furchtbar Hemmnis entgegen? — — —

Das einzige Beständige im Dasein, der Wechsel der Dinge, erklärt gar vieles.

Nicht als ob die Ereignisse in Elisabeths Leben außergewöhnlich tragisch oder auch nur groß gewesen wären: es ist die stetige Kraft des fallenden Tropfens, die den Stein umbildet; es sind die gewöhnlichen Begebenheiten des Alltagslebens, die den Charakter formen.

zu unterliegen, machte ihr Wesen scheu und verwirrt und ihre schmalen Wangen noch schmäler und blässer. — „Ich muß mich emporraffen,“ jagte sich Elisabeth; „diese furchterliche Halsheit beginnt unerträglich zu werden, sie zermürbt alle Kraft in mir, sie richtet mich zugrunde.“ — — —

Sie hört von einer vakanten Stelle in einem Institut.

„Wenn ich die erhielte, dann wäre die bange Sorge für das Morgen gemildert“ — sie lächelt bitter — „die Selbstständigkeit dieses Kummer- und Hungerlebens macht mich kaum noch satt... Möglicher, daß man in einem Institut nicht so streng aufgeprüft und nicht geprüft schaut!“

Hoffend macht sich Elisabeth auf den Weg zu der Anstalt. Es ist ein goldblauer Tag im Vorfrühling, und Elisabeth empfindet trotz allem Außenleid voll Dank die große berauschende Liebesaufforderung des Lenzes; sie lächelt dem leichten Gewölk zu, das den leuchtenden Azur friedlich durchsegelt, und dehnt ihre Arme als dem Licht, all der stillwabenden Hoffnung entgegen. „Helft, all ihr guten Geister, helft!“

Liebliche Bilder umgaulen sie.

Im Geiste erblickt sie sich vor einer Klasse kleiner Mädchen; die hängen mit sieben, aufmerksamen Augen an ihren Lippen, und sie unterweist sie, wie man ein praktischer, für das Leben tüchtiger Mensch wird; sie entwickelt ihre Kräfte, sie läßt sie erstarren im Denken und Wollen, im bestimmten Hinstreben auf ein Ziel. Sie erzieht sie zur Lebens tüchtigkeit, die keine Halsheit duldet, die nicht das tottraurige Hinwollen vor der Zeit, das nutzlose Verzetteln guter, tüchtiger Kräfte gestattet und nicht das Verkümmern an Leib und Seele, unter dem Elisabeth gelitten, jahrelang, weil man ihr die richtige Entwicklung der Kräfte einfach unterbunden. Man hat sie nicht tüchtig gemacht zu irgend einem Berufe; das ist's gewesen, dies der Ausgangspunkt, von dem aus all die kleinen Leiden über ihr Leben hinkriechen, es benagend und vergiftend. Kläglich hat sich ihr Wollen und Emporstrebem verkümmert müssen unter den bitteren Notwendigkeiten des Tages, immer und immer wieder

Da ward ihr von Jahr zu Jahr Lahmer und elender zu Mute, da mußte sie erkennen, daß sie alt geworden, bevor sie jung gewesen, daß ihr das Leben die schönste Zeit gestohlen und mit der Zeit allen Selbstglauben, alle Selbstfreude, sodass die Wertschätzung des eigenen Ich mehr und mehr herunter sank zu jenem eintönig bittern, trostlosen: „Es nutzt ja alles nichts, ich kann ja doch nicht!“ — — —

Aber nun wird sich ihr Weg nicht länger in trübem Dunkel unter scharfem, zerfetzendem Gedöhn dahinwinden; nun hat sie jene furchterliche, verhängnisvolle, alles Wollen betäubende, dumpfe Erschöpfung abgeschüttelt. Unter blauem Himmel wird sie wandern, und Blumen blühen an ihrem Pfad; die duften so süß! Ein seltiges, sieghaftes Lächeln überträgt Elisabeths Antlitz.

Weiche Kinderfingerchen werden ihr lind und zärtlich über das Gesicht streifen! Die Zeit wird kommen, wo sie mit vollen Händen und glücklich strahlenden Blicken austeiln darf von dem Liebeschätz, dessen unergründliche Tiefe ihre Seele erschüttert. Sie wird sich niederneligen zu den kleinen Menschen, mütterlich verstehtend, schwesterlich froh, und zu denen, die traurig sind und scheu verduckt, wird sie leise sagen:

„Ich kenne auch das Leid; ich bin euch gut!“ — — —

Eine süß aufatmende Beruhigung erfüllt Elisabeths Wesen, als sie sich dem Institut nähert; ihre

Dr. Ernest Victor Picot, Bundesrichter seit 1904
(Phot. Fréd. Volponi, Genf).



schlanke Gestalt scheint gewachsen, ihre Blicke leuchten, Jugend und Hoffnung schreiten neben ihr her — — —

Ach, nicht lang darauf verläßt sie das Haus wieder gesunken Hauptes; ihr schwermütig dunkles Auge hellt sich nicht auf, als ihr der Lenzwind die Wangen streicht. Ihre Seele ist in dem kleinen Empfangszimmer bei der Institutsvorsteherin. Sie hört noch immer deren Worte: „Es tut mir in der Tat von Herzen leid, wertes Fräulein. Ihr Anerbieten ohne weiteres abschlagen zu müssen; aber wir stellen nur geprüfte Kräfte an. Das ist im Interesse der Anstalt unbedingt geboten; die verschiedenen Eltern würden es bald übel vermüthen, ließe ich die Kinder durch eine ungeprüfte Lehrerin unterrichten . . .“ Auf Elisabeths schmalen Gesicht wechselte eine flammende Röte mit jäher Blässe; ein Zucken ging durch ihre Muskeln. Doch sie ermannte sich, und im Hinblick auf ihre harrende, hungrende kleine Seele wagte sie den stockenden Einwand: „Und wenn die ungeprüfte Lehrerin sich im Lehren genügende Geschicklichkeit und das nötige Maß an Kenntnissen erworben, könnte die Praxis langer Jahre ihr nicht etwa den Seminarbesuch ersehnt haben?“ Ein tiefer Blick der Vorsteherin überflog gütig das blutüberhauchte schneue Mädchengeicht, und sie sagte mit seinem Lächeln: „Ganz recht, liebes Fräulein; oft haben natürliche Begabung und ausübende Tätigkeit einen strebenden Menschen besser zur Lehrertätigkeit vorbereitet als das Seminar; ich gebe das gerne zu. Aber glauben Sie mir: beginnt die ungeprüfte Lehrerin einen Schnitzer, so gereicht ihr dieser zum bedeutend größeren Nachteil als der geprüften. In solchen Fällen bedeutet man nicht lange, daß irren menschlich ist; man bricht grausam schnell den Stab, und an scharf illustrierten Glossen fehlt es nicht. Die Welt läßt einen Fehler mit nachsichtvoller Güte durchgehen, wenn sie vorher schwarz auf weiß die Befähigungsurkunde für den erwählten Beruf erhalten. Ja bin in meiner Stellung durchaus auf das Urteil der Welt angewiesen, und so leid es mir tut, Ihre Persönlichkeit, die mir in der Tat den allerbesten Eindruck macht, in der Anstalt nicht verwerten zu können, so muß ich doch aus ebenerwähnten Gründen darauf verzichten. Ihr Anerbieten in Betracht zu ziehen. Wäre es Ihnen denn nicht möglich, im Interesse Ihrer ganzen Zukunft, noch ein Gramen abzulegen? Siebenundzwanzig Jahre sind erst ein Teil des Lebens! Bedenken Sie das!“ Elisabeth hat an einigen Worten herumgewürzt und dann in stummer Hilflosigkeit dem Ausgang zugehetzt. Noch ein verbindliches Neigen des Hauptes, ein teilnehmender, fast trauriger Blick der Vorsteherin, und Elisabeth steht draußen in dem gleichenden Frühlingssonnenschein. Trog der wohlig Wärme, welche die klare Frühlingsluft so weich durchwirkt, rinnt ein Schauer durch ihre Glieder. Am Abend dieses Tages aber ist es, daß sie den Bittbrief schreibt — — —

Den folgenden Morgen bringt sie den Brief auf die Post; sie läßt ihn einstreichen; er ist ihr so wichtig. Und als sie das graue Gebäude verläßt, verschlingt sie wie ein betendes

Kind die kleinen schmalen Hände; leise bewegen sich ihre Lippen; eine große Ruhe, eine starke Zuversicht ist in ihrem Herzen; verschwunden sind die Sorgengedanken: „Wie, wenn die Tante nicht will, wie, wenn sie die Hilfe ver sagt?“

Der große Gott über den Wolken ist mit denen, die ein festes, gutes Wollen haben! Der große starke Gott über den Wolken lenkt die Herzen der Menschen; er ist der Meister; sie sind die Werkzeuge!

Als der Tag vergangen, der ihr im besten Falle schon eine

Antwort hätte bringen können, da bemächtigt sich freilich statt der starken Zuversicht eine Unruhe des Mädchens. Sie beginnt, mit einer quälenden Erregung auf den Postboten zu warten; sie, die Pünktliche, verläßt um einige Minuten später das Haus, um den Ersehnten abzuwarten, sie kehrt häufiger zurück in den heißen Hoffen: „Vielleicht ist der Brief da!“

Sie hat sich schon alles ausgedacht, wie sie's machen will.

Sie wird natürlich der Tante keinen unnützen Pfennig verausgaben; sich so richtig fett zu essen, hat sie sich ja schon lange abgewöhnt, und die Aussicht, lernen zu können, wirklich vorwärtszukommen, überhaucht ihr das allerdürftigste Leben mit lichtem Schein. Sie hat sich die Aufnahmeverbedingungen verschiedener Seminare schicken lassen, und während sie an den feinen Handarbeiten stichelt, die sie um einen Hungerlohn für ein großes Geschäft anfertigt, überdenkt sie all den Reichtum an Wissen, den die Studienpläne sie ahnen lassen.

„Und mir soll sich das alles in methodisch richtigem Aufbau erschließen!“ frohlockt sie.

Der Gedanke, mit ganz jungen Mädchen zusammen zu lernen, hat alles Abtretende, Demütigende verloren, er hat jetzt etwas Erfrischendes für sie. „Das wird mich verjüngen, das wird meine steife Kraft elastisch machen!“

Es vergeht eine Woche, ohne daß Elisabeth eine Antwort erhält. Schon befürchtet sie mit heißer Angst, die Aufnahmeprüfungen zu verfeheln, wenn ihr nicht bald die Entscheidung wird. „Dann wär wieder ein halbes oder wohl gar ein ganzes Jahr verloren,“ denkt sie, und ihre großen dunklen Augen werden schreckhaft weit. In ihrem Alter hat man keine Zeit mehr zu verlieren. Wohl, da ist sie felsenfischer: wenn man ihr jetzt die so glühend gewünschte Gelegenheit zu regelrechter Ausbildung gäbe, so liegen noch herrliche Jahre reichen Schaffens vor ihr; aber ihre matte Kraft darf nicht weiter zermürbt werden durch das aufreibende Warten, durch das siebtrische Harren.

Da, als sie meint, die Ungewißheit nicht länger ertragen zu können, kommt der Brief!

Zest, dicht vor der Entscheidung wagt Elisabeth doch kaum, ihn zu öffnen. Eine zitternde Angst zwingt sie nieder auf einen Stuhl. Sie gräßt die Zähne tief in die Lippen, sie krallt die Hände, sie streckt sie aus wie in inbrünstig flehender Abwehr: all die marternde Pein, all die bebende Hoffnung durchlebt sie noch einmal in diesen wenigen bangen Augenblicken, nur tiefer, fürchterlicher, qualvoller. Dann reckt sie sich empor und öffnet den Brief mit einer plötzlichen Entschlossenheit.

Die Tante schreibt:

„Ich habe lang über Deine Sache nachgedacht, liebe Elisabeth, und bin nun zu dem Schluß gekommen, daß Du zu alt bist, um noch einmal mit dem Lernen zu beginnen; in meinen Jahren schaut man derartige Wünsche mit einer vernünftigen Objektivität an. Außerdem fürchte ich, daß Deine doch nie sonderlich starke Gesundheit einen anstrengenden Studium nicht gewachsen ist. Ich halte es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen. — Du hast Dich bisher anerkennenswert tapfer durchs Leben geschlagen und hast, ohne andern zur Last zu sein, Dein Auskommen gefunden; was Deine Kenntnisse Dir bisher ermöglichten, das werden sie Dir in Zukunft nicht versagen!“

Onkel, mit dem ich die Sache besprach, rät mir auch entschieden davon ab, Dir das gewünschte Darlehen zu geben; ohne seine Einwilligung bin ich natürlich in Geldangelegenheiten vollständig machtlos. Unser Leben ist teuer; die heranwachsen-



Dr. Albert Affolter, Bundesrichter seit 1904
(Phot. Ernst Glutz, Solothurn).



Dr. Emil Schurter, Bundesrichter seit 1904
(Phot. J. Meiner, Zürich).

den Söhne zwingen uns zu ganz bedeutenden Auslagen: Karl steht bei den Husaren in Bonn, und Ludwig ist Korpsstudent in Heidelberg. — Was Deine Bemerkung bezüglich der Rückgabe des Geldes anbelangt, so wirst Du daran selber nicht glauben. Wer hätte auch schon je von der Rückstattung derart geliehener Gelder gehört! Ich habe sicherere Kapitalanlagen gemacht, die

sich nur miserabel verzinsen. Glaube mir, liebes Kind, auch der Reiche hat seine Sorgen!

Dieser Brief wird Dir wahrscheinlich eine Enttäuschung sein; aber sei gewiß, ich will nur Dein Bestes!

Deine

Tante Anna.

So der Brief.

(Schluß folgt).

Schweizerische Literatur.

(Fortsetzung).

Als dritten unter den jungen Dichtern, die kampfesfreudig in unschöne Wirklichkeiten hineinleuchten mit dem ehrlichen Willen zur Aufklärung, nannten wir den Berner Jakob Wiedmer. Menschliche Niedertracht wird uns auch in seinem Romane geschildert, und zwar mit der Schärfe und Bitterkeit eines Wissenden, eines durch eigene Erfahrung Unterrichteten. „Flut“ nennt sich Wiedmers Roman, und der Titel bezeichnet die im Sommer unter Bergland überschwemmende Fremdenflut: „Es rollt und gischtet das Meer der Menschen, wenn die Sonnersonne über ihm steht, und in hohen Wellen brandet seine Flut um die Berge, überschwemmt den gewohnten Strand und dringt durch neue Schleusen in traumverlorene Täler, schäumt um einsame Höhen. Sie trägt reiches Gut in den abgelegenen Hafen, füllt Nege und Salzteiche; aber auch manchen Schiffer hat sie mit samt seinem Fahrzeug schon verschlungen und blühende Gärten unter Schlamme begraben . . .“ Ein blühender Garten unter Schlamme begraben — das ungefähr ist das Ende des Weilers Stägen, des einfachen kleinen Alpendörfleins, das durch die Fremdenindustrie in eine Hotelstadt verwandelt wird. Das Schicksal dieses Berneroberländerdorfs und seiner Bewohner bildet den Inhalt von Wiedmers Roman. Wie diese harten Dörfler zu geschmeidigen Fremdenbürgern umgewandelt werden und die Fremdenflut alle niedrigen Instinkte bei den engen Bauern an die Oberfläche schwemmt, das wird in dem Buche mit erchütternder Überzeugungskraft weniger geschildert als zum Erlebnis gemacht. In drastischer Darstellung eine

glühende Anklage gegen die demoralisierenden Folgen der Fremdenindustrie ist die „Flut“, und so, wie er angelegt ist, hätte der Roman leicht zu einer unleidlichen Tendenzschrift werden können. Dass er es nicht geworden, ist der beste Beweis für die Dichterkraft des Autors; denn es muss einer ein Dichter sein, wenn er es vermag, in der poetischen Gestaltung über die eigenen Tendenzen hinauszuvordien. Seine Menschen hat Wiedmer mit soviel seiner Individualisierung, wobei auch ein gefünder, etwas grausamer Humor in seine Rechte tritt, lebendig gemacht, daß sie sich füglich neben den Gestalten eines Jeremias Gotthelf zeigen dürfen. Und auch die Natur lebt mit all ihren Schönheiten und jenen feinen Stimmungsgehalten, die nur dem offenbar werden, der in engen Beziehungen zu ihr steht.

Bei all den Vorzügen des stofflich, gedanklich und poetisch bedeutenden Buches können wir jedoch einen Mangel nicht unerwähnt lassen, den wir schon aufsangs angedeutet haben: es fehlt dem Verfasser noch die künstlerische Konzentration auf das Wesentliche, die weise Defonction im Aufbau. Es muß zwar zugegeben werden, daß kein Zug da ist, der nicht für das Gesamtbild charakteristisch wäre und die Tendenz des Romans unterstützt; aber das Kunstwerk wird doch öfters durch zu breite Behandlung unwesentlicher Erscheinungen und Ereignisse beeinträchtigt, die große Menge der Personen und Einzelgeschichten stört die einheitliche Wirkung. Freilich lag die Gefahr zur Uneinheitlichkeit des Romans im Stoffe. Es ist schließlich unmöglich, die Entwicklungsgeschichte eines ganzen Dorfes darzustellen, ohne eine Menge Personen und Geschehnisse aufzuführen und mit starken Wiederholungen zu operieren. Immerhin hätte manches an sich hübsche oder interessante Detail ohne Not weggelassen oder doch in andere Proportionen zu dem Wesentlichen gestellt werden dürfen, und der künstlerische Wert des Ganzen hätte dadurch bedeutend gewonnen. Aber das Ver-schweigen können erfordert eben viel künstlerische Erfahrung und Weise, und die dürfen wir am wenigsten dort verlangen, wo jugendlich starkes Empfinden und heilige Entrüstung einem Wahrheitskämpfer die Feder in die Hand drücken. Die junge Kraft und den Kampfesmut aber möchten wir an dem Buche wahrlich nicht missen, umso weniger, als der Hass gegen die Korruption legten Endes doch in einer großen und zärtlichen Liebe für Volkssele und Heimatlichkeit wurzelt, deren Schädigung dem Verfasser der „Flut“ fühlbar aus Herz greift.

In eigentümlich rührender Weise kommt diese Liebe am Schluß des Romans zum Ausdruck. Der Schnizler Eicher, der innerlich von der Bevölkerung von Stägen losgelöst unter der Korruption nur äußerlich zu leiden hatte, verläßt endlich mit seinen Angehörigen und den Trümmern seiner Habe, angeteilt von den traurigen Zuständen, die einst so geliebte Heimat. Im Unterlande, weit von Thun, finden sie ein neues, bescheidenes Heimen in der Ruhe ländlicher Abgeschiedenheit. Die Ankunft der Schwergeprägten an diejeni Orte hilft Sichbesciedens bildet den Schluß von Wiedmers Roman: „Vor dem kleinen Hause, das den Schnizler und sein Schaffen beherbergen sollte, stand breitästig und ehrenfest ein alter Rastantenbaum, dessen Wipfel sich schügend über die bemoste First des Häuschens erhob. Der Mai hatte die Riesen mit tausend roten Blütenkerzen bestickt, an denen ein summendes Bläseneher sich labte. Der Schnizler blieb staunend vor dem blühenden Wunder stehen. Da kam Gottfriedli auf ihn zugelaufen und rief mit strahlenden Augen: „D' Berge, d' Berge!“ Über grünen Matten und dunkeln Wäldern erhoben sich fern die weißen Zinnen.“

„Wann gehen wir wieder zu den weißen Bergen?“ fragte betrübt der Kleine. Und Hans Eicher streichelte ihm lächelnd über das Kraushaar.

„Sind sie dir so lieb?“ fragte er. Der Kleine nickte ernsthaft. Da hob ihn der Schnizler auf den Arm und küßte immer



Alexander Reichel, Bundesrichter seit 1905
(Phot. G. Bollenweber, Bern).